

EMMA STRAUB

*Frauen,
die lieben*

Roman

Aus dem Englischen
übersetzt von Gabriela Schönberger

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Modern Lovers« bei Riverhead Books, New York

Kenneth Koch, *To the Past, NEW ADRESSES, Poems Kenneth Koch*, aus
dem amerikanischen Englisch übersetzt von Gabriela Schönberger,
Alfred A. Knopf Verlag, New York 2000

Jane Austen, *Verstand und Gefühl*, aus dem Englischen von Ursula
und Christian Grawe, S. 412, Reclam-Verlag, Ditzingen 2016

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2016 Emma Straub
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München
Coverabbildung: Gettyimages/Nicolas Balcazar/EyeEm
Satz: Nadine Clemens, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28170-3

EMMA STRAUB

Frauen, die lieben

*Für Nina,
bei der sich ein Umzug nach Ohio wie
das reinste Vergnügen anhörte,*

*und für die Rutland Readers,
mit Dankbarkeit für sieben Jahre
nachbarschaftliche Zuneigung.*

*Könnte ich es,
würde ich sesshaft werden.*

Pavement (Rockband)

*Du kannst nicht anders, wir auch nicht.
Gemeinsam, machtvolle Vergangenheit,
beherrschen wir die Dinge.*

Kenneth Koch, To the Past



TEIL EINS

RUBY TUESDAY

MARY ANN O'CONNELL IMMOBILIEN

Neuzugang

Repräsentatives viktorianisches Juwel in Bestlage Ditmas Park. Fünf Schlafzimmer, antike Details wie versenkbare Schiebetüren, Zierleisten, imposante Treppe mit prächtigen Schnitzereien. Küche aufwendig modernisiert, Dach neu. Offener Kamin. Garage mit zwei Stellplätzen. Angenehme Wohnkultur im Herzen des Viertels, in unmittelbarer Nachbarschaft zu allen Einkaufsgelegenheiten und erstklassigen Restaurants der Cortelyou Road. Subway-Nähe. Eine echte Rarität!

1

Im Juni traf sich der Buchclub in Zoes Haus. Für Elizabeth bedeutete das, dass sie die schwere Keramikschüssel mit dem Spinatsalat mit Walnüssen und zerkrümeltem Ziegenkäse sage und schreibe einen halben Block weit zu schleppen hatte. Sie musste nicht einmal eine Straße überqueren. Keine der Frauen aus der Gruppe hatte es weit. Das war wichtig, denn es war so schon schwierig genug, einen gemeinsamen Termin zu finden und ein Buch zu lesen – wobei kaum mehr als die Hälfte der Gruppe es je bis zum Ende eines Romans schaffte –, ohne die Leute dafür auch noch in die Subway scheuchen zu müssen. Mit den eigenen Freunden konnte man sich treffen, wann und wo man wollte, und zum Abendessen quer durchs ganze Viertel fahren, wenn einem danach war – aber, hallo, hier spielte die Musik in unmittelbarster Nachbarschaft. Bequemer ging es nicht. Heute war ihr letztes Treffen vor der Sommerpause. Elizabeth hatte an sechs der zwölf Frauen Häuser verkauft und deshalb ein berechtigtes Interesse, sie bei Laune zu halten. Obwohl es nicht unbedingt von Nachteil war, wenn die Leute Brooklyn verließen und beschlossen, in einen Vorort zu ziehen beziehungsweise wieder dorthin zurückzukommen, wo sie früher gewohnt hatten, denn dann konnte sie mit einer doppelten Provision rechnen. Elizabeth liebte ihre Arbeit.

Mochte der Rest des Buchclubs auch aus Nachbarinnen bestehen, deren Wege sich sonst nie gekreuzt hätten – bei ihr und Zoe lag der Fall anders. Sie waren alte Freundinnen, um nicht zu sagen, allerbeste Freundinnen, wobei Elizabeth das in Zoes Gegenwart wahrscheinlich nie so formulieren würde, aus Angst, von ihr als spätpubertär verlacht zu werden. Nach der Universität, also in tiefster Steinzeit, hatten sie in eben

diesem geräumigen viktorianischen Haus gewohnt, zusammen mit Elizabeth' Freund – jetzt Ehemann – und zwei Typen, mit denen sie sich bereits eine Wohnung am Oberlin College geteilt hatten. Deswegen war es immer wieder schön, eine große Schüssel mit irgendetwas Selbstgemachtem zu Zoe hinüberzutragen, denn dann fühlte man sich gleich wieder in jenes Zwischenreich – arm an Geld, aber reich an improvisierten Dinnerpartys, zu denen jeder etwas beisteuerte – zurückversetzt. Besser bekannt als die Goldenen Zwanziger des Lebens. Ditmas Park lag gefühlte hundert Meilen von Manhattan entfernt, in Wirklichkeit waren es sieben, und bestand aus viktorianischen Häusern, wie sie überall in den Vereinigten Staaten hätten stehen können, im Norden begrenzt vom Prospect Park, im Süden vom Brooklyn College. Einige ihrer Schulfreunde zogen in Mietwohnungen im East Village oder in wunderschöne historische Reihenhäuser aus braunem Sandstein in Park Slope auf der anderen Seite des weitläufigen grünen Parks, doch sie hatten sich in die Vorstellung verliebt, in einem *richtigen* Haus zu wohnen. Und da waren sie nun, eingekeilt zwischen betagten italienischen Signoras und sozialem Wohnungsbau.

Als der Mietvertrag auslief, erwarben Zoes Eltern das Haus für ihre Tochter; mit Auftritten in Discos hatte sich das afroamerikanische Paar ein beträchtliches Vermögen ertantzt. Sieben Schlafzimmer, drei Bäder, großer Eingangsbereich, Auffahrt, Garage – hundertfünfzigtausend Dollar kostete das Haus damals. Den verschimmelten Teppich und den Bleianstrich gab es gratis dazu. Elizabeth und Andrew waren noch nicht verheiratet und weit entfernt von einem gemeinsamen Bankkonto, weswegen jeder seinen Mietanteil separat an Zoes Eltern in Los Angeles überwies. Zoe hatte im Lauf der Jahre mehrmals einen Kredit bei der Bank aufgenommen, um das Haus herrichten zu lassen, aber die Schulden waren

abbezahlt. Irgendwann zogen Elizabeth und Andrew dann aus und für eine Weile ein paar Blocks weiter in die Stratford Road, um schließlich vor zwölf Jahren, als ihr Sohn Harry vier Jahre alt war, nur drei Türen entfernt selbst ein Haus zu erwerben. Inzwischen war Zoes Anwesen zwei Millionen wert, vielleicht mehr. Elizabeth versetzte es einen kleinen Stich, wenn sie daran dachte. Weder sie noch Zoe hätten es sich jemals vorstellen können, nach so vielen Jahren noch hier in der Gegend zu wohnen, aber es war einfach nie der richtige Zeitpunkt für eine Veränderung gekommen.

Elizabeth stieg die Stufen der breiten Veranda hinauf und spähte durch das Fenster. Sie war die Erste. Wie üblich. Das Esszimmer war vorbereitet, der Tisch gedeckt. Mit einer Flasche Wein in jeder Hand kam Zoe durch die Schwingtür der Küche gerauscht. Vergebens versuchte sie, eine störrische Locke aus den Augen zu pusten. Zoe trug knappe Jeans und ein verwaschenes kurzes Jäckchen, vor ihrer Brust baumelte ein verwegenes Durcheinander verschiedenster Ketten. Ob aus alter Gewohnheit in Secondhand-Geschäfte oder lieber in kleine, edle Boutiquen – egal, wohin Elizabeth mit Zoe zum Einkaufen ging, nichts stand ihr je so gut wie ihrer Freundin, die mit ihren fünfundvierzig Jahren noch immer so überirdisch lässig aussah wie damals mit achtzehn. Elizabeth klopfte ans Fenster und winkte, als Zoe aufblickte. Sie lächelte, wedelte mit dem dünnen Finger und deutete ihr an, herinzukommen. »Die Tür ist offen!«

Im Haus roch es nach Basilikum und frischen Tomaten. Elizabeth ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen und stellte ihre Salatschüssel auf dem Tisch ab. Ihre Handgelenke knackten, als sie sie ausschüttelte. Zoe kam um den Tisch herum und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Wie war dein Tag, Süße?«

Elizabeth ließ den Kopf von einer Seite zur anderen krei-

sen. Wieder knackte es. »Wie schon?«, sagte sie. »Wie immer. Was soll ich machen?« Sie sah sich im Zimmer um. »Soll ich noch mal heim und was holen?« Eine Essenseinladung für zwölf Personen war sogar in Ditmas Park eine Herausforderung. Unter normalen Umständen schaffte es gerade mal der harte Kern des Buchclubs zu kommen, so dass es der jeweiligen Gastgeberin keine großen Umstände machte und sie alle an ihrem Esstisch unterbringen konnte, aber hin und wieder – insbesondere vor dem Sommer – nahmen alle Frauen freudig die Einladung an. Und je nachdem, wer als Gastgeberin fungierte, sah sich die Gruppe gezwungen, zusätzliche Klappstühle über die Straße herüberzuschleppen, damit keine von ihnen wie ein schmollendes Kind an Thanksgiving auf dem Boden sitzen musste.

Über ihren Köpfen hörte man etwas Schweres zu Boden fallen. *Rums*. Und dann noch zweimal: *Rums, rums*.

»Ruby!«, rief Zoe und blickte zur Decke. »Komm runter und begrüße Elizabeth!«

Eine gedämpfte Antwort.

»Ist schon okay«, sagte Elizabeth. »Wo ist Jane? Im Restaurant?« Sie öffnete den Mund, um weiterzureden und ihre brandaktuellen Neuigkeiten, die jedoch nicht für die Ohren ihrer Nachbarinnen bestimmt waren, loszuwerden, bevor es an der Tür klingelte.

»Wir haben einen neuen Sous-Chef, und ich bin überzeugt, dass Jane hinter ihm steht und ihm über die Schulter schaut wie ein Sergeant. Du weißt doch, wie das am Anfang immer ist. Ein ewiges Drama. Ruby! Komm runter, bevor alle anderen auftauchen, die du nicht leiden kannst!« Zoe strich sich mit den Fingerspitzen über die Brauen. »Ich habe sie gerade für den Vorbereitungskurs für den SAT-Test angemeldet, dieser Eignungstest für die Uni, von dem du mir erzählt hast, und jetzt ist sie stinksauer.« Sie zischte wie ein Torpedo.

Oben wurde eine Tür zugeknallt, dann ertönten laute Schritte auf der Treppe. Auf der untersten Stufe blieb Ruby stehen. Seit Elizabeth sie vor ein paar Wochen das letzte Mal gesehen hatte, hatte die Farbe ihrer Haare, die wie ein Bienenkorb auf ihrem Kopf thronten, von einem blassen Grün zu einem lila schimmernden Schwarz gewechselt.

»Hey, Rube«, sagte Elizabeth. »Was geht ab?«

Ruby zupfte an ihrem Nagellack. »Nichts.« Im Gegensatz zu Zoes Gesicht war das von Ruby rund und weich, aber die beiden hatten die gleichen etwas schmalen Augen, die einen immer ein wenig skeptisch ansahen. Rubys Haut war drei Nuancen heller als die von Zoe, ihre Augen waren blassgrün wie die von Jane, und auch ohne das schwarzlila Haar und die miesepettrige Miene hätte sie einschüchternd gewirkt.

»Am Donnerstag steigt die Abschlussfeier, richtig? Was ziehst du an?«

Ruby trötete wie ein Kazoo, das Torpedo ihrer Mutter im Rückwärtsgang. Schon komisch, was Eltern ihren Kindern antaten. Selbst wenn sie es nicht darauf anlegten, wurde alles nachgemacht. Ruby sah zu ihrer Mutter, die nickte. »Ich habe eigentlich vor, eins von Mums Kleidern zu tragen. Das weiße, du weißt schon.«

Elizabeth wusste Bescheid. Zoe hatte nicht nur ein gutes Händchen beim Kauf von Kleidern, sie bewahrte sie auch auf. Zum Glück hatte sie eine Frau geheiratet, die tagaus, tagein eine Jeans und dazu abwechselnd die immer gleichen Button-down-Hemden trug. Mehr hätte in ihrem riesigen begehbaren Kleiderschrank auch keinen Platz gefunden. Das weiße Kleid war ein Überbleibsel aus Zoes Jugend: Ein gehäkelttes Mieder, mehr Luft als Materie, mit einem unanständig kurzen Röckchen aus baumelnden Schnüren. 1973 trug man so ein Kleid im Urlaub in Mexiko über einem Badeanzug. Ursprünglich hatte es Zoes Mutter gehört, und wahr-

scheinlich hatten sich im Saum immer noch ein paar Körnchen Quaaludes versteckt. Bevor sie die Bennetts kennenlernen, hatte Elizabeth nie Kontakt zu Eltern gehabt, auf deren Lebensstil ihre Kinder stolz waren und für den sie sich gleichzeitig schämten. Cool zu sein war gut, aber nur bis zu einem gewissen Punkt.

»Wow«, sagte Elizabeth.

»Das Thema ist noch nicht ausdiskutiert«, erklärte Zoe.

Ruby verdrehte die Augen und hüpfte hastig die letzte Stufe hinunter, als es an der Tür klingelte. Noch ehe ihre Nachbarinnen ins Haus kamen, jede eine mit Alufolie bedeckte Schüssel vor sich hertragend, war Ruby in die Küche geflitzt und mit einem Teller Essen bereits wieder auf dem Rückweg die Treppe hinauf.

»Hallööchen«, trillerten drei Frauen im Chor.

»Hallööchen«, stimmten Elizabeth und Zoe enthusiastisch mit ein in das Lied, das als Hintergrundmusik eines jeden Mädelsabends lief.

2

Wenn Elizabeth abends eine Verabredung hatte, war Andrew für Harrys leibliches Wohl zuständig. Harry war sehr heikel, was das Essen anging, ganz im Gegensatz zu den meisten Jungen seines Alters, die auch Pappe verzehrt hätten – Hauptsache, es war Salami drauf. Harry stocherte in seinem Essen herum wie ein kleines Kind und schob das, was er nicht mochte, an den Tellerrand. Für ihn hieß das: keine Oliven, keine Avocados, es sei denn in Form von Guacamole, keinen Frischkäse, keinen Kohl, keinen Sesam, keine Tomaten, es sei denn als Tomatensauce. Die Liste war lang und wurde immer länger. Jedes Mal, wenn Andrew kochte, hatte er das Gefühl, dass wieder etwas Neues dazugekommen war. Er öffnete den Kühlschrank und schaute hinein. Iggy Pop, ihr hagerer, dreifarbigiger Kater, rieb sich an Andrews Schuh.

»Harry«, sagte Andrew und blickte in Richtung Wohnzimmer, aus dem das regelmäßige Piepsen und Blubbern von Harrys Lieblingsspiel *Secret Agent* zu ihm herüberdrang. Der Held des Spiels war ein Frosch mit Trenchcoat und Sherlock-Holmes-Mütze und, soweit Andrew informiert war, für Achtjährige konzipiert. Harry hatte nicht das geringste Interesse an Computerspielen wie *Call of Duty* oder *Grand Theft Auto* oder irgendeinem der unzähligen anderen Spiele, in denen Mord und Prostitution verherrlicht wurden. Und darüber war Andrew froh. Besser, einen Sohn zu haben, dem Frösche lieber waren als Maschinengewehre. Andrew hatte selbst harmlose Videospiele bevorzugt und zentimeterdicke Fantasy-Romane über Mäuse verschlungen. Sie waren einander sehr ähnlich, er und Harry. Mit einem weichen Kern wie ein Keks, den man zu früh aus dem Ofen genommen hatte. Aber war das nicht angesagt?

»Harry«, wiederholte Andrew, ließ die Kühlschrantür zuschnappen und blieb stehen. »Harry.«

Die Spielgeräusche verstummten. »Ich habe dich schon beim ersten Mal gehört, Dad«, sagte Harry. »Bestellen wir einfach eine Pizza.«

»Sicher?«

»Warum nicht?« Wieder setzten die Geräusche ein. Andrew holte sein Handy heraus und ging durch den Flur in Richtung Wohnzimmer. Iggy schlich hinter ihm her. Draußen war es noch immer hell. Einen Moment lang verspürte Andrew einen leichten Anflug von Traurigkeit beim Anblick seines sanftmütigen Sohnes, der übergücklich war, an einem wunderbaren Juniabend zu Hause sitzen zu dürfen. Keine Soloflmeter im Park, kein spontanes Basketballmatch, nicht einmal eine verstohlene Zigarette auf einer versteckten Parkbank. Harry sah blass aus – Harry *war* blass, wie er so dasaß in seinem übergroßen schwarzen Sweatshirt, den Reißverschluss bis unters Kinn hochgezogen. »Willst du mal spielen?«, fragte Harry. Seine braunen Augen funkelten, als er aufblickte. Andrew ignorierte seine Traurigkeit und setzte sich neben seinen Sohn. Iggy Pop sprang auf seinen Schoß, rollte sich zusammen, der Frosch zwinkerte, und die Musik setzte ein.

Einer musste es ja machen. Einer musste diese Musik komponieren, harmlose kleine Melodien, die als Endlosschleife im Hintergrund liefen. Einer musste sich die Musik einfallen lassen, mit der in Seifenoperen die dramatischen Pausen der Schauspieler betont wurden. Oder die Klingeltöne von Mobiltelefonen. Irgendeiner bekam Geld dafür und kassierte vielleicht sogar Tantiemen. Andrew war nie ein begnadeter Bassist gewesen, aber schon immer gut darin, sich Melodien einfallen zu lassen. Aus beruflicher Sicht war das wahrscheinlich das Einzige, das er jemals richtig gern gemacht hatte.

Und wann immer er niedergeschlagen war, was eher öfter als selten vorkam, dachte Andrew an seine eigenen Tantiemen, an seinen und Elizabeth' Scheck, mit denen sie zum großen Teil Harrys Erziehung in einer Privatschule finanzierten. Und das heiterte ihn dann wieder ein wenig auf. Immer gab es jemanden, dem es besserging, vor allem in New York City. Aber was sollte er sich damit herumquälen, immerhin hatte er in seinem Leben etwas geschaffen, das in Erinnerung bleiben würde.

»Dad«, sagte Harry, »du bist dran. Ich bestell die Pizza.« Harry schob sich die Haare aus den Augen und blinzelte wie ein Maulwurfjunge, das zum ersten Mal die Sonne erblickt. Er war so ein braver Junge, so ein *braver Junge*. Seit er ein Baby war, kannten sie kein anderes Thema. Zufrieden aneinandergeschmelt, das Babyphone zwischen sich, waren Andrew und Elizabeth im Bett gelegen und hatten seinem Glucksen gelauscht. Er war schon immer pflegeleicht gewesen. Alle ihre Freunde warnten sie, dass das nächste Kind das krasse Gegenteil wäre. Nichts als Ärger Tag und Nacht, aber das nächste Kind kam nie. Und so blieben sie zu dritt. Zu Anfang wollten die Leute noch wissen, warum sie nur ein Kind hatten. Doch je länger dieser Zustand andauerte, desto sicherer waren die Leute, dass es ihre freie Entscheidung war, und ließen es dabei bewenden. Sogar ihre Eltern hatten aufgehört zu fragen, als Harry sechs Jahre alt war. Und wer brauchte schon mehr Enkelkinder, wenn Harry seiner Großmutter freiwillig auf den Schoß kletterte und ihr einen Kuss auf die Wange drückte, ohne dass man nachhelfen musste? Wer konnte mehr verlangen? Manche Bewohner der Nachbarschaft – nicht unbedingt Freunde, nur Nachbarn, denen man zuwinkte, wenn man den Abfall rausbrachte – hatten drei oder vier Kinder. Andrew kam das immer vor wie ein Relikt aus dem letzten Jahrhundert, als man noch möglichst

viele kleine Hände zum Melken der Kühe und für die Feldarbeit brauchte. Was tat man in Brooklyn mit so vielen Kindern? Waren deren Gene so gut und so wichtig für die menschliche Rasse? Er verstand, wenn religiöse Beweggründe dahintersteckten – wie bei den Lubawitscher Chassiden in Williamsburg oder den Mormonen in Utah. Sie wollten schließlich ins Endspiel. Aber er und Elizabeth? Sie taten ihr Bestes, und ihr Bestes war Harry. Der süße Harry. Halb wünschte Andrew sich, ihr Sohn möge beim SAT-Test kläglich versagen, für ein Studium als ungeeignet erachtet werden und für immer zu Hause bleiben. Aber selbstverständlich würde er auch bei diesem Test wieder glänzend abschneiden. Was er nur dem schwülstigen Schreibstil der Romane zu verdanken hatte, die er so gern las. Bereits als Baby hatte Harry Wörter geliebt, die mehr als eine Silbe hatten. »Das is auf-SER-egend«, brabbelte er beim Anblick des Brunnens an der Grand Army Plaza, der Wasserfontänen hoch in die Luft schleuderte. Da war er noch keine zwei Jahre alt.

»Ich hab dich lieb, Kumpel«, sagte Andrew.

Harry blickte auf sein Handy und drückte irgendwelche Tasten. »Bestellung erledigt.«

3

Ruby hasste den blöden SAT-Test mindestens ebenso sehr, wie sie die blöde Highschool verabscheute. Beides Hochburgen des Patriarchats und seines Beharrens auf männlicher Überlegenheit und ähnlichem sexistischem Schwachsinn. Gemessen am Standard anderer Privatschulen in Brooklyn, war die Whitman High eine gute Schule – nicht die beste, aber auch nicht die schlechteste. Hin und wieder schaffte ein Schüler sogar den Sprung an eine Elite-Uni. Die meisten aber gingen an Colleges wie Marist, Syracuse oder Purchase. Nicht so Ruby. Ruby pausierte ein Jahr. Eine höfliche Umschreibung des Umstands, dass sie an keiner der fünf Universitäten zugelassen worden war, an denen sie sich beworben hatte. Ihre unbegründet optimistischen Mütter waren überzeugt, dass daran nur ihr miserables Abschneiden beim SAT-Test schuld war, nicht ihre generell ablehnende Haltung, nicht ihre schlechten Noten oder bescheuerten Aufsätze zum Thema Leben als schwarze Jüdin mit zwei lesbischen Müttern – zumindest konnte man davon ausgehen, dass ihr so etwas einfallen würde. Und deshalb musste sie nun im Sommer nachsitzen und einen weiteren Vorbereitungskurs absolvieren. Wer machte so etwas schon? Kein Mensch. Ein Witz war das, und sie war das Opfer.

Das Handy auf ihrem Bett vibrierte: UM 10 AM SCHULHOF? Dust war neunzehn Jahre alt, hatte einen abgebrochenen Schneidezahn und einen kahlrasierten Schädel. Er gehörte zu den Kirchen-Kids, einer kleinen Gang aus Skatern, die den ganzen Tag die Stufen der Kirche gegenüber der Whitman High hinauf- und hinunterbretterten. Soweit Ruby wusste, ging keiner von ihnen zur Schule, nicht einmal diejenigen, die noch keine achtzehn Jahre alt waren. Manchmal

verjagten die Sicherheitsleute der Highschool sie, aber nie für lange, da sie ja nichts Illegales taten. Dust war ihr Anführer. Seine Jeans saßen perfekt – weder zu eng, dass er darin aussah wie eine Tussi, aber auch nicht zu ausgebeult, als könnten sie irgendeinem alten Herrn gehören. Dust mit seinen Muskeln, die sich von selbst entwickelt zu haben schienen, bewegte sich wie ein Halbstarker aus den fünfziger Jahren, der die meiste Zeit damit verbrachte, in einer Autowerkstatt herumzuschrauben. Ruby bezog ihr Wissen über die fünfziger Jahre aus Filmen wie *Grease* und *Denn sie wissen nicht, was sie tun*. Ein Teenager zu sein, das war im Grunde genommen für jeden eine Katastrophe. Es sei denn, man hieß John Travolta. Aber der war ganz offensichtlich schon neunundzwanzig, und das zählte nicht. Die einzigen Schüler an der Whitman High, die spontan zu singen anfangen, waren die Streber von der Musical-AG. Ruby konnte sie ebenso wenig leiden wie die Sportler, die ihr noch bedauernswerter vorkamen, da die Whitman High nicht einmal über eine nennenswerte Sporthalle verfügte. Daneben gab es noch die normalen Streber, die nichts anderes taten, als auf Prüfungen zu lernen, und die Weltverbesserer, die einen immerfort zu Unterschriften auf ihre Petitionen gegen die Tötung der Wale und zur Rettung vor Ebola zu überreden versuchten. Vielleicht war es auch andersherum. Also waren die Kirchen-Kids ihre einzige Hoffnung. In sexueller Hinsicht zumindest.

KANN NICHT, schrieb sie zurück. DER BUCHCLUB MEINER MUM TAGT. GROSSE PARTY / BRINGT MICH UM.

SCHON OK, simste er, und dann war Funkstille.

Dass Ruby ihre Mutter »Mum« nannte, lag nicht an einer etwaigen Vorliebe für britisches Englisch. Schließlich hatte sie zwei Mütter, die sie irgendwie unterscheiden musste. Und so hatte sie eben eine Mom und eine Mum. Außerdem war die Sache mit dem Buchclub völlig unbedeutend und nur eine

von vielen Ausreden in letzter Zeit. Vor drei Wochen hatte sie mit Dust Schluss gemacht. Oder zumindest dachte sie das. Vielleicht drückte sie sich nicht klar genug aus, als sie sich im Purity Diner neben der Schule von ihm nicht zu Pommes einladen ließ. Und dann, zwei Tage später, als sie gerade aus der Schule kam und Dust gegenüber auf der Kirchentreppe stand, tat sie so, als sähe sie ihn nicht, und ging direkt zur Subway, statt sich von ihm in den Park begleiten zu lassen, um dort so heftig herumzumachen, wie es in der Öffentlichkeit möglich war. Und da ging eine ganze Menge.

Die Sache mit Dust hatte einen Haken – er war weder sonderlich witzig noch unterhaltsam, es sei denn, man rechnete sein Talent für Skateboard-Fahren oder Oralsex dazu. Sein abgebrochener Zahn, sein stoppelhaariger Kopf und sein schiefes Grinsen taten es zwar ein paar Monate lang, aber als deren Strahlkraft nachließ, hatten die beiden bald keine anderen Themen mehr als *American Idol* – eine Show, die sie nicht leiden konnten – und die Neuauflage von *Fast and Furious* – die Ruby nicht gesehen hatte. Ein weiteres Problem war, dass das Restaurant von Rubys Müttern nur drei Blocks entfernt lag und man nie wusste, wann eine von beiden nach Hause kam. Ruby wusste nur eines mit Sicherheit: dass die beiden Dust nie über den Weg laufen durften. Denn hätten die drei auch nur ein Wort miteinander gewechselt, wäre dabei ein ähnliches Kauderwelsch herausgekommen, als versuchte man einem Hund Chinesisch beizubringen. Dust war nicht gemacht für Eltern. Er war gemacht für Straßenecken, mit Haschischklumpen in den Taschen, und das hatte Ruby hinter sich. Sie glitt vom Bett auf den Boden und kroch zu ihrem Plattenspieler. Während ihre Mom mit ihren klobigen Clogs und dem Männerhaarschnitt nicht gerade der Inbegriff von Erotik war, hatte Rubys Mum in der Hinsicht durchaus etwas zu bieten. Auch der Plattenspieler stammte von ihr.

Den hatte sie schon am College, damals, als die Dinosaurier noch über die Erde trabten, aber jetzt gehörte er Ruby, und er war ihr wertvollster Besitz. Hätte sich Dust ihrer Zeit als würdig erwiesen, hätte sie ihn mit allen Bands bekannt gemacht, die sie so liebte – die Raincoats, X-Ray Spex, die Bad Brains. Aber er hörte sich nur Zeug wie Dubstep an, eine der größten Beleidigungen für die Ohren, die es je gab.

Ruby sortierte den Stapel Schallplatten am Boden und legte sie aus wie Tarotkarten, bis sie fand, wonach sie suchte. Aretha Franklin, *Lady Soul*. Aretha hatte nie ein Fanzine, so ein Fan-Magazin, gehabt und wahrscheinlich auch kein Piercing in der Nase, aber sie war trotzdem eine verdammt starke Frau. Ruby legte die A-Seite auf und wartete, bis die Musik einsetzte. Langsam ließ sie sich auf den Teppich zurückgleiten und starrte an die Decke. Durch den Fußboden drang das lauter werdende Geschnatter der Buchclub-Damen zu ihr herauf. Sie führten sich auf, als ob kein Mensch über dreißig je einen in der Krone gehabt hätte und es für alle das erste Mal wäre. Im Ernst. Bald würden sie anfangen, über ihre Männer und Kinder zu reden, und ihre Mum würde ihre Stimme zu einem Flüstern senken, wenn sie etwas sagte, aber Ruby konnte sie trotzdem immer heraushören und alles verstehen. Eltern schnallten es einfach nicht, dass Kinder, weil sie ein Gehör wie Fledermäuse hatten, einen sogar dann noch zu hören vermochten, wenn man sich auf der anderen Seite des Hauses befand und zu flüstern glaubte. Der Sommer nervte sie jetzt schon, und dabei hatte er noch gar nicht richtig angefangen.